

## Elemente der Lebensorganisation bei den rußlanddeutschen Mennoniten

Die Forschung über die Lebensweise der Mennoniten in Rußland ist bis jetzt vorwiegend von Insidern betrieben worden, die sich zunächst vor allem um die historische Rekonstruktion bemühten. Dadurch ist so etwas wie ein „Erfahrungsdepot“<sup>1</sup> entstanden, aus dem auch andere schöpfen können. Für Soziologen zum Beispiel ist die besondere Lebensorganisation, die sich in Rußland herausgebildet hatte, hochinteressant, zeigt sich doch das mennonitische Gemeinschaftsleben in vielerlei Hinsicht geradezu als eine Gegenwelt zu den individualisierenden und hedonistischen Zügen unserer Lebensweise in der Bundesrepublik. Und so erwecken die Voraussetzungen, die Grundelemente, die Konsequenzen, der soziale Nutzen und die sozialen Kosten der mennonitischen Vergemeinschaftungsform in Rußland vielfaches Interesse.

Um sich nicht in der umfassenden Fragestellung zu verlieren, soll im folgenden versucht werden, zunächst einige tragende Pfeiler der sozialen Existenz zu bestimmen, um dann aus bestimmten Situationen, die dem „Erfahrungsdepot“ entnommen sind, Muster und Zusammenhänge zu erkennen. Dabei werden mögliche Unterschiede, die durch die sozio-ökonomische Lage, die Gemeinderichtung oder die Siedlung gegeben sein könnten, nicht berücksichtigt, weil in der angestrebten Abstraktion diese Unterschiede nicht von besonderer Bedeutung sind.

Auf welchen tragenden Pfeilern ruhte die soziale Existenz der Mennoniten in Rußland?

Ein Charakteristikum der Mutterkolonien in Südrußland, das jedem Besucher auffiel, war zunächst die Regelmäßigkeit der gesamten Anlage:

„Es dürfte überflüssig sein zu erwähnen, daß jede Kolonie äußerst geräumig und regelmäßig angelegt ist, daß das Anwesen jedes Hofes, sowie die Lage der Wohn- und Wirtschaftsgebäude, ihre äußere Fassade und die innere Einrichtung überall ein und diesselbe sind und sich in ihren Einzelheiten nur durch größere oder geringere Solidität und Geräumigkeit und ebenso durch die Verschiedenheit des Baumaterials unterscheiden. ... Die Kolonieranlage wird von Waldplantagen (und Obstgärten) gleich einem Bande umschlungen, längs der Straße ziehen sich zu beiden Seiten schattige Gärtchen und Blumenstücke hin.“<sup>2</sup>

Wer bei den Mennoniten dazugehören wollte, mußte sich diese Konformität mit Werten wie Ordnung, Fleiß und Reinlichkeit zu eigen machen. Doch erstreckte sich die Gleichheitsanforderung nicht nur auf die Dorfanlage und die Hauseinrichtung. Sie manifestierte sich auch in der ganzen Stilisierung des Lebens, in Kleidungs-, Eß- und Lebensgewohnheiten. Darüber hinaus konnte die gemeinsame Sprache, das Mennonitenplatt, nach außen als ein kulturelles Symbol und nach innen als ein Integrierungsfaktor wirken, wodurch die Mennoniten in ihrer Umgebung unverwechselbar wurden. Wenn die Mennoniten sich in ihrem zunächst bescheidenen, dann aber wachsenden Wohlstand mit Russen, Tartaren, Ukrainern und sonstigen Nachbarn verglichen, dann war das Ergebnis ein sehr positives Selbstbild vor dem Hintergrund eines abwertenden Fremdbildes. „In Rußland reichte unserem Volke die Kultur der um uns wohnenden russischen Bauern nur bis an die Knöchel.“<sup>43</sup>

Die Kehrseite der Konformität nach innen war die Abgrenzung nach außen. Die Abgrenzung hatte eine doppelte Grundlage: Sie war einmal Bestandteil des vorgegebenen administrativen Rahmens. Von den Kolonisten wurde erwartet, daß sie eine Selbstverwaltung und ein eigenes Schulsystem aufbauten. Den Mennoniten kam diese Forderung sehr entgegen. Dadurch blieb die Sozialisation einigermaßen frei von alternativen Lebensentwürfen, die möglicherweise auf Heranwachsende attraktiv hätten wirken können. Tatsächlich waren soziale Bezüge zur Wirtsgesellschaft äußerst rar.<sup>44</sup> Den Preis für diese Absonderung mußten Unangepaßte, Sensible und Kreative zahlen. Zum anderen lag die Abgrenzung im mennonitischen Gemeindeverständnis begründet. Wenn Gemeinde als eine Gruppe von Erwählten gesehen wird, die durch ihre religiöse Erfahrung auch sittlich vollkommen sein sollen, dann hat diese Gruppe alle Hände voll zu tun, um mit dieser täglichen Überforderung fertig zu werden.

Für die Anerkennung der Mennoniten in der Wirtsgesellschaft und für das Entstehen einer sozialen Identität bei den mennonitischen Siedlern selbst waren Konformität und Absonderung gleichermaßen bestimmend. Aber Menschen haben über die positive Bewertung als Gruppe hinaus auch das Bedürfnis nach einer persönlichen Anerkennung. In welchen Lebensbereichen nun hatten die Mennoniten Spielraum, um diesem Wunsch gerecht werden zu können? Anerkennung innerhalb der Gemeinschaft erwarben sich nach meiner Beobachtung diejenigen, die wirtschaftliche Erfolge hatten, diejenigen, die als Älteste und Prediger zu religiösen Führern avancierten, und diejenigen, die sich im Dienst für die Gemeinschaft auszeichneten.

Dieser erste Gedankengang diente der Identifizierung der Lebensbereiche, die im sozialen Leben der Mennoniten besonders hoch bewertet wurden, um auf diesem Wege die Grundpfeiler ihrer Lebensorganisation zu bestimmen. Im folgenden will ich mich deshalb auf Elemente im wirtschaftlichen, religiösen und gemeinschaftsbezogenen Lebensbereich beschränken.

### 1. Der wirtschaftliche Erfolg

Der Wohlstand der Rußlandmennoniten vor der Oktoberrevolution hatte verschiedene Ursachen: Die Mennoniten arbeiteten fleißig, beständig und zuverlässig und das bei bescheidener Lebensweise. Der Genuß von Reichtum, der über eine solide, uns heute spartanisch anmutende Bequemlichkeit hinausging, war verpönt. Gewinne wurden nicht konsumiert, sondern in den Betrieb reinvestiert, am liebsten in Grund und Boden, denn „Land brennt nicht“.

Die Kolonisten fanden im 19. Jahrhundert für sie äußerst günstige politische und wirtschaftliche Verhältnisse in Rußland vor: Das Land verfügte nach der Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1861 über ein Heer von billigen Arbeitskräften. Und die Weltmarktsituation in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit ihrer großen Getreidenachfrage ermöglichte guten Absatz. Diese Ausgangsbedingungen teilten die mennonitischen Siedler jedoch mit anderen Siedlern. Was für die Rußlandmennoniten aber darüber hinaus von Bedeutung war, läßt sich gut am Beispiel der Kubaner Ansiedlung ablesen:

Nach schweren religiösen Streitigkeiten hatte sich dort eine Gruppe, die sich später Mennoniten-Brüdergemeinde nannte, von der Kirchengemeinde abgespalten. Diese Gruppe erbat sich von der Krone ein eigenes Siedlungsgebiet, das sie 1860 im Vorderkaukasus erhielt. 1863 zogen 67 Familien in ihre neue Heimat, aber der Anfang war schwer.

„Um die Lage der anzulegenden Dörfer günstig auch in Bezug auf die Wasserverhältnisse wählen zu können, begann man sofort nach der Ankunft an verschiedenen Stellen und in verschiedner Tiefe Brunnen zu graben. Man stieß dabei auch auf reichlich Wasser, doch erwies sich dieses als völlig ungenießbar für Menschen. Auch das auf dem ‚Berge‘ aus der Erde sprudelnde Quellwasser war minderwertig und als Trinkwasser nicht verwendbar. Für Wirtschaftszwecke jedoch war es zu gebrauchen, und die Alexanderfelder haben es später dann auch mittels Röhren in ihr Dorf und verschiedentlich auch auf die einzelnen Höfe geleitet. Die Leute in Wohldemfürst aber blieben für den Wirtschaftsbedarf auf ihr Brunnenwasser an-

gewiesen. Das Trinkwasser haben beide Dörfer lange Zeit aus dem Kuban nehmen müssen.

Der Boden am Kuban war Urwiese und daher stellte sein Aufbrechen keine geringen Ansprüche an die wenigen Pferde, die die Ansiedler mitgebracht hatten. Sie mußten immer wieder ihre schwachen Zugkräfte zusammenlegen, um die erforderlichen 6 bis 8 Pferde vor den Pflug zu spannen, und auch dann ging das Pflügen nur langsam vonstatten. Als erstes wurde das Gemüseland vorbereitet und dann, soweit man es im ersten Jahr noch schaffen konnte, auch Land für Getreide, das den Siedlern das Brot geben sollte. Als dann die junge Saat aus der Erde kam, füllte ihr Anblick die Herzen mit den schönsten Hoffnungen. Sie gedieh prächtig, die seit Urzeiten ungenutzten Triebkräfte des Bodens ließen sie zu kaum gesehener Höhe aufschließen. Doch als sich dann die Ähren mit Körnern füllten und diese an Schwere zunahmen, konnten die allzulangen Halme die Last nicht tragen. Schon bei geringem Winde oder im Regen lagerte sich das Getreide, und das Korn konnte nicht auswachsen und auch nicht ausreifen, es schrumpfte zusammen und blieb ganz minderwertig. Das wiederholte sich im folgenden Jahr und auch in den weiterfolgenden ...

Neben dem Getreide versuchte man es nun mit anderen Kulturen, und zwar griff man zu Flachs und Senf, aus deren Samen Öl gepreßt wurde, das guten Absatz fand unter den in der Nachbarschaft wohnenden Russen und Kosaken. Aber eine Lösung der Wirtschaftsfrage, um nicht zu sagen Existenzfrage überhaupt, waren Flachs und Senf nicht.<sup>5</sup>

Eine Templer-Kolonie in der Nachbarschaft betrieb Weinbau mit gutem Erfolg. So probierte man diesen Erwerbszweig auch.

„Man lernte es, die Gärten richtig anzulegen und den Wein richtig zu pflegen. Der Abstand zwischen deren Reben war nach jeder Richtung hin immer 7 Fuß, in dieser Weise konnten auf jeder Desjatine<sup>6</sup> rund 2 400 Weinstöcke untergebracht werden. Neben jeder Rebe wurden 2 armdicke Pfähle (Maulbeer oder Eiche) in die Erde gerammt, um daran den Wein aufzubinden. Dieses Aufbinden mußte im Laufe eines Sommers mehrmals wiederholt werden. Der ganze Garten war von Unkraut reinzuhalten durch wiederholtes Jäten. Im Herbst nach der Weinlese wurden die Pfähle wieder aus der Erde gezogen, die Rebe niedergebogen und mit einer Schicht Erde bedeckt zum Schutz gegen den Frost. Versuche, den Wein ohne diese Vorkehrungen überwintern zu lassen, zeigten, daß seine Ertragsamkeit dadurch herabgesetzt wurde, und man nahm die viele zusätzliche Arbeit doch lieber in Kauf. Der Normalertrag von einem Weinstock lag zwischen 20 bis 40 Pfund.

Die frühen Trauben hatten einen guten Preis, gewöhnlich 5 Kopeken das Pfund, und wurden von Aufkäufern direkt aus dem Garten geholt und dann in den Nachbardörfern und in näher gelegenen Städten verkauft. Für den späteren Wein jedoch fehlte der Absatz. Um aber auch ihn auf einen annehmbaren Preis zu bringen, wurde ein Weinbauverein gegründet, der dann auf dem ‚Berge‘ zwischen den beiden Dörfern eine Kelter errichtete mit einem geräumigen Weinkeller, in dem viele tausend Eimer Wein gelagert werden konnten. Hier wurden die Trauben der Späternte abgeliefert, gekeltert und der Wein in große eichene Fässer gefüllt, um später auf den Markt gebracht zu werden.“

Die Ansiedlung entwickelte sich gut, bis in den 90er Jahren das Verhängnis hereinbrach:

„Der Rost und die Reblaus stellten sich ein und machten dem Weinbau ein Ende. Man war auf diesen Feind nicht gefaßt gewesen, hatte ihn anfänglich auch nicht ernst genug genommen und traf auch im weiteren nicht die notwendigen Maßnahmen zu seiner Bekämpfung. Die Erträge gingen von Jahr zu Jahr mehr zurück, bis der ganze Weinbau unrentabel wurde, und so gab man ihn völlig auf. Das Gartenland wurde wieder Getreideland.

Parallel zum Weinbau hatte man begonnen, die Milchwirtschaft mit der von den Mennoniten gezüchteten roten Rinderrasse auszubauen.

Nach dem Vorbilde des Weinbauvereins taten sich auch die Besitzer von Milchkühen zusammen und errichteten angrenzend an den Weinkeller und in unmittelbarer Nähe der großen Wasserquelle eine Käserei. Diese Quelle mit noch einigen kleineren Nebenquellen führte genügend Wasser, um nicht nur das Unterdorf damit zu versorgen, den Bedarf der Käserei zu decken, sondern auch noch als Tränke für die 300 Milchkühe zu dienen, die der Käserei die Milch lieferten. In der Nähe der Käserei lagen große Weidesteppen. Dorthin brachten die Bauern der beiden Dörfer sowohl wie die Kleinwirte und Anwohner die zu Hause entbehrlichen Milchkühe, die dann unter die Obhut der von der Käserei angestellten Hirten kamen und von diesen geweidet wurden. Zweimal täglich wurde die große Herde zur Käserei getrieben, um dort gemolken zu werden. Das vollzog sich in folgender Weise: Sobald die Melkzeit da war, ging bei der Käserei eine große Flagge hoch, die von den beiden Dörfern und auch von den Weidesteppen aus gesehen werden konnte. Sofort setzten die Herden sich in Bewegung und zu gleicher Zeit zogen auch die Melker (Wirtstöchter oder Dienstmädchen) herbei. Im großen Pferch trafen sie zusammen, und das Abmelken begann. In etwa 1 Stunde war alles vorüber. Besonders dazu angestellte Milchträger beförderten die Milch in die Käserei, wo sie zu Butter und Käse verarbeitet wurde.“

Dieser Erwerbszweig entwickelte sich ebenfalls zunächst gewinnbringend, doch auch für ihn kam in den 90er Jahren das Ende. Die Rinderpest, die auf dem Kaukasus grassierte, griff auch auf die Herden am Kuban über, und der größte Teil der Tiere mußte getötet werden. Einige verkauften nach diesen Rückschlägen ihre Wirtschaft, aber die Mehrheit blieb standhaft. Man versuchte es noch einmal mit Getreide.

„Und sie begannen zu experimentieren. Zuerst wurde der Sommerweizen verabschiedet und durch Winterweizen ersetzt. Man versuchte es mit der Grünbrache, die sich tatsächlich auch als durchaus angepaßt erwies, wenn man dabei das Dreifeldersystem anwandte: zwei Jahre Getreide und das dritte Grünbrache. Die Grünbrache hatte einige weitere Vorteile: Sie sparte Arbeit und war gleichzeitig gute Viehweide, die vom Frühling an bis zum Frühherbst beweidet werden konnte. Kurz vor der Erntezeit wurde das Land dann aufgebrochen und im Augustmonat mit Winterweizen besät. Das zweite Mal säte man direkt in die Stoppeln.“

Diese Wirtschaftsweise brachte endlich den Durchbruch, und die Ansiedlung kam zu großem Wohlstand.

Auffallend an diesem Beispiel ist zunächst, mit wieviel Pioniergeist sich die Siedler am Kuban auf die gegebenen Verhältnisse einstellten, mit wieviel hartnäckiger Zuversicht sie sich um einen Erfolg bemühten und wie flexibel sie die jeweils veränderte Situation meisterten. Aus den getroffenen Wirtschaftsentscheidungen kann man rückschließen, daß das Verhalten des Landwirts gesteuert war vom Prinzip der Produktivitätssteigerung und orientiert war an den Marktchancen. Das ist für das Europa des 19. Jahrhunderts, in dem die Subsistenzwirtschaft noch vorherrschend war, keine Selbstverständlichkeit. Die mennonitischen Siedler erwiesen sich also hier schon als Träger einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung, die die Aufgabe, bisheriges Ödland zu erschließen, hervorragend zu bewältigen verstanden.

Sie waren auf ihren wachsenden Reichtum stolz, ohne damit zu protzen, und bezogen aus ihrem wirtschaftlichen Erfolg einen Teil ihres Selbstbewußtseins, denn Wohlstand werteten sie als Frucht ihres Verhaltens, entsprechend der reformatorischen Vorstellung von der innerweltlichen Bewährung des Christen in der Arbeit.

Darüber hinaus zeugt der Aufbau gemeinschaftlicher Arbeits- und Organisationsformen wie der Kellerei und der Molkerei am Kuban mit selbständigen Bauern von einem großen Maß an Erfindungsgabe und Gestaltungskraft. Die Bündelung der Einzelkräfte zu Genossenschaften versetzte sie in die Lage, sich gegenüber anderen Anbietern landwirtschaftlicher Produkte einen deutlichen Vorsprung herauszuarbeiten.

## 2. Die religiöse „Kleinstatelei“

Die Wissenssoziologie hat den Begriff der Plausibilitätsstruktur geprägt und damit die Abstützung von Überzeugungen — auch religiöser — in den sozialen Bindungen zur Sprache bringen wollen. Danach ist nichts so hilfreich für den Glauben wie die Konformität der Vorstellungen in der eigenen kleinen sozialen Welt, in der man lebt; und nichts ist so gefährlich für den Glauben wie die Erfahrung einer Vielfalt von Glaubensweisen.

Allgemein plausible Werte und Traditionen werden wie selbstverständlich übernommen, während in einer pluralistischen Welt Werte durch Diskussion und Reflexion gewonnen werden müssen.

Die Einheitlichkeit und Dauerhaftigkeit des mennonitischen Wertsystems gab den Menschen eine große Sicherheit: In der Erziehung wurde ein Präferenzpotential aufgebaut, das der Alltagsorganisation entsprach, die dann wiederum dem Erwachsenen ein gutes Maß an Befriedigung verschaffte. Aber da die mennonitische Welt voller Plausibilitäten war, trifft man auf ein nur geringes Maß an Selbstreflexivität. Die zentrale mennonitische „Sonderlehre“ der Wehrlosigkeit z. B. wurde auf die eigene Wehrdienstverweigerung bezogen, in Bezug auf kriegsfördernde Unterstützungen der russischen Regierung hatte man aber keine Skrupel.

Die Konsistenz der Einflüsse bei den Rußlandmennoniten hatte einen „innengeleiteten Typ“<sup>47</sup> zur Folge, der sein Leben entsprechend einem vor allem in der primären Sozialisation installierten Kompaß gestaltetete, ohne Rücksicht auf die Vorstellung anderer und oft genug auch ohne Rücksicht auf die Folgen seines Handelns. Diese Menschen waren hervorragend geeignet, als Pioniere unbekannte Räume zu erschließen. Ihre Identität war nicht regional gebunden, sondern sie hatten sie auf ihren Wanderungen immer bei sich. Eine Veränderung der Lebensumstände konnte ihr Selbstverständnis nicht gefährden.

Andererseits ist das Zusammenleben mit innengeleiteten Menschen immer auch schwierig. Wenn zwei Mennoniten, deren Kompaßnadeln kleine Unterschiede anzeigten, zusammentrafen, dann war dies oft genug Anlaß, die Beziehung abzubrechen. Tatsächlich erweist sich die Geschichte der mennonitischen Siedlungen reich an Streit, der meist mit großem Eifer ausgetragen wurde. Einige kurze Texte sollen uns zeigen, worum es bei den religiösen Konflikten in Rußland, die schließlich zu Gemeindetrennungen geführt haben, eigentlich ging und wie der Streit ausgefochten wurde.

Bald nach der Gründung der zweiten mennonitischen Kolonie, der an der Molotschna, trat Klaas Reimer als Kritiker auf (1812 – 1819):

„Da ich aus Preußen ziehen wollte ... weil es da bei Danzig gar ein verwüstetes Babel war, ... auch weil mein Schwiegervater, der Ält. Peter Epp, auf seinem letzten Krankenbett oft gesagt hat: Kinder, nach Rußland müßt ihr, denn hier ist es mit den Mennoniten aus, dachte ich auch, vielleicht wird Gott hier in Rußland noch Sein Häuflein aufrichten, aber leider! denn da ich herkam, fand ich es ganz verwirrt und den schrecklich zornigen Ältesten. So mußte ich hier zuletzt auch nach vielen Jahren von der Gemeinde abgehen, welches mir nach dem Fleisch sehr schwer war. Doch Gott lenkte es alles dahin, daß es so sein muß. Und da waren wir etwa 18 oder 20 Brüder. ... Da fing Gott an uns zu läutern, denn es mehrte sich unsere Zahl ...“<sup>48</sup>

Nicht neue Antworten oder neue Nuancen auf alte Fragen, geschweige denn neue Fragen, wie sie sich in einer veränderten Gesellschaft hätten aufdrängen können, sind Anlaß der Auseinandersetzung, sondern der Vorwurf, schlaff zu sein und Kompromisse mit der „Welt“ eingegangen und dadurch zu einem „verwüsteten Babel“ geworden zu sein.

Die gleiche Beobachtung läßt sich im Abtrennungskonflikt der späteren Mennoniten-Brüdergemeinde machen, der zwischen 1853 und 1862 die Menschen in den beiden Stammsiedlungen umtrieb. Bei einem der vielen Verhöre gab einer der Abweichler zu Protokoll:

„Ich, Mennonit, Heinrich Neufeld, habe mich keineswegs von der mennonitischen Konfession losgesagt, sondern ich bekenne, daß der Reformator Menno Simon Taufe und Abendmahl nach dem Worte Gottes eingeführt, welches aber im Verlaufe der Jahre so verfallen ist, daß es heutzutage nicht mehr nach dem Worte Gottes gehandhabt wird. Weil wir nun mehrere Mennoniten durch den Geist Gottes zu dieser Erkenntnis gekommen sind, so sind wir bestrebt, wieder dem Worte Gottes gemäß zu handeln und da haben uns, nämlich mich und A. Unger, unsere Mitbrüder als Lehrer erwählt.“<sup>49</sup>

In diesem Konflikt spielte die von den Baptisten übernommene Untertauchtaufe eine gewisse Rolle, die ja einen eingängigen Symbolcharakter hat und von der Mennoniten-Brüdergemeinde als verpflichtendes Kennzeichen der Zugehörigkeit übernommen worden war, ohne daß jedoch das mennonitische Taufverständnis grundlegend modifiziert wurde. Aber die Verpflichtung auf dieses Symbol diente der neu entstandenen Gruppe zur Abgrenzung. Die alteingesessenen Gemeinden, die mit Babel verglichen wurden, wehrten sich vehement, weniger mit Argumenten als mit Machtmitteln; gegenüber Klaas Reimer:

„Und da hielt Jakob Ens noch eine Sammenkunft, allwo Lehrer und Älteste aus der alten Kolonie (Chortitza) waren und da wurd uns gefragt, ob wir noch wollten nachgeben, und da wir in nichts willigten, da rief Johann Wieb



(Chortitzer Ältester) uns allein und stellte uns viel vor, und da es an uns nichts wirkte, da gingen wir hinein, und da sagte Johann Wieb zu uns beiden: Ihr Männer habt nach der Heiligen Schrift ganz recht, aber wir können das nicht so befolgen. Aber eins will ich euch sagen, denn wenn ihr so fest drauf stehen bleibt, dann kann es sich schicken, daß ihr nach Sibirien geschickt werdet. Das sag ich euch, daß es euch dann nicht fremd dünkt.“<sup>10</sup>

Und gegenüber der Brüdergemeinde:

„Die Brüder sammelten nämlich die Zerstreuten vom Jahre 1853 bis 1855, ein Häuflein von 91 Seelen zu einer neuen Gemeinde, in der Neufeld und Unger als Lehrer gewählt waren. Die verklagten Brüder mußten nun viele Gerichtsgänge machen, vom Schulzen zum Ältesten, vom Ältesten zum Wollost<sup>11</sup>, da aber alles fruchtlos war, so wurde bekannt gemacht, nichts mit den Brüdern zu schaffen zu haben, weder von ihnen zu kaufen, noch ihnen etwas zu verkaufen, und es wurde mit uns auch also verfahren. Wenn irgendwo Ausruf war, so wurde unser Wort nicht angenommen, wollte ein Bruder mit jemandem einen Kontrakt schließen, so tat es niemand. Die Landwirte kamen hierbei nicht so in die Enge als die Handwerker.“<sup>12</sup>

Eine besonders spektakuläre Gemeindetrennung vollzog sich im Zusammenhang mit chiliastischen Erwartungen, die Ansiedler vom Trakt um die Mitte des 19. Jahrhunderts aus Preußen mitgebracht hatten. Einige unter diesen Siedlern glaubten, daß ihre Ansiedlung in Rußland nur eine Zwischenstation sei auf dem Wege zu dem Bergungsort im Osten (Offenb. 12,14), wo die Gläubigen den wiederkehrenden Christus erwarten würden. Claas Epp, Sohn eines solchen Neusiedlers am Trakt, sah die Mennoniten wegen ihrer Sonderlehren als Kern der philadelphischen Kirche. Er berechnete mit Hilfe komplizierter Spekulationen die Parusie für das Jahr 1889 und identifizierte als den Bergungsort im Osten die mittelasiatische Region Samarkand.

Bald scharte sich um Claas Epp eine „Auszugsgemeinde“, für die der zwischen Mennoniten und russischer Regierung ausgehandelte Ersatzdienst ein weiterer Grund war, wegzuziehen. Verstärkt wurde diese Gruppe durch eine Abspaltung in der Molotschna-Kolonie, der Abraham-Peters-Gemeinde, die ebenfalls bereit war, die Wiederkunft Christi im Osten zu erwarten.

1880 setzte sich dieser chiliastische Zug mit Pferdewagen in Bewegung: 140 Familien und eine Reihe von Einzelpersonen wagten die Fahrt durch unbekanntes Gebiet in ein ihnen unbekanntes Land. Die Kosten waren hoch: Viele Kinder und Kranke überstanden die Strapazen nicht, die materiellen Unsicherheiten wollten nicht enden, Streit erschwerte das Zusammenleben, und schließlich begann auch der Zweifel an der Sendung des Claas Epp zu nagen.

Seine Geisteingebungen waren immer verstiegener geworden. Als er sich schließlich als die vierte Person Gottes bezeichnete, traten ihm seine ehemaligen Anhänger entgegen und untersagten ihm das Lehren.<sup>13</sup>

Wieviel Belastungen, Sorgen und Leid konnten solche innengeleitete Menschen wegstecken, ehe sie an der eingestieten Idee irre wurden! Ihnen wurde in Predigten und im Märtyrerspiegel aber auch immer wieder Prinzipientreue als vorbildhaft vor Augen gestellt.

Aber auch Prinzipien und tief sitzende Werte und Normen sind gesellschaftlich vermittelt und können deshalb nicht absolut wahr sein. Der Wunsch nach einem unverrückbaren Lebenskompaß ist verständlich, aber „wir alle zappeln im Netz der Gesellschaft“.<sup>14</sup>

Wer waren nun die Unruhestifter?

Urry<sup>15</sup> hat einen Teil der Unterzeichner der Abtrennungsurkunde, die 1860 in Gnadenfeld die Mennoniten-Brüdergemeinde begründete, identifizieren können. Die Mehrheit von ihnen gehörte zur Gruppe der jungen, gut ausgebildeten Männer, die Unternehmer, Kaufleute oder Lehrer waren, die jedoch, da landlos, in den Kolonien kein Stimmrecht besaßen und aus diesem Grund in einer gewissen Oppositionshaltung gegenüber der Machtelite standen. Klaas Reimer war schon aus Protest über die Zustände in der Danziger Gemeinde in das Molotschnagebiet eingewandert; die Zustände in Rußland enttäuschten ihn tief. Claas Epp schließlich gehörte zu denjenigen, die erst spät, nämlich um 1850, in die Kolonien gekommen waren.

Sie alle waren Mennoniten, denn sie alle wollten eigentlich nichts anderes als das mennonitische Bruderschaftsideal strenger verstanden wissen, als sie es in der eigenen Gemeinde kennengelernt hatten. Aber sie waren auch Kolonisten, deren Fein Anpassung an die rußland-mennonitischen Strukturen lückenhaft war. Daß sie als Veränderer im religiösen Bereich ansetzten, ist nicht von ungefähr. Nach mennonitischem Selbstverständnis darf es keine religiösen Autoritäten geben, die kompetent wären, für die Gemeinschaft Lehren, Auslegungen oder Riten festzulegen. Dieser Lebensbereich war somit kaum zu kontrollieren.

### 3. Der Joker der ethnischen Zugehörigkeit

Der 3. Grundpfeiler, auf dem das russische Mennonitentum ruhte, war das Eingebundensein in Gemeinschaften. Der einzelne erfuhr sich als Teil familiärer und nachbarschaftlicher Solidarität, und er war stolz auf seinen ethnischen Sonderstatus in der russischen Wirtsgesellschaft. Während die Zugehörigkeit zu den engeren Gemeinschaften eindeutig und unproblematisch war, erlebte die ethnische Zurechnung im Laufe der Geschichte jedoch

einigen Wandel. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren unter den Mennoniten in Rußland mehrere Optionen verbreitet:

Allgemein gängig war sowohl in der russischen Umgebung als auch unter den Mennoniten, sich zu den Deutschen zu rechnen. „Ihres Deutschtums waren sie sich sprachlich und kulturell bewußt.“<sup>16</sup> Diese Option war jedoch Anfang des 20. Jahrhunderts wegen des wachsenden Deutschenhasses in Rußland wenig attraktiv. Um die Anwendung des staatlichen Gesetzes zur Liquidation des deutschen Landbesitzes auf die Mennoniten abzuwenden, erstellten Jakob Thiessen und Heinrich Braun eine Denkschrift, in der sie Belege zusammentrugen, die beweisen sollten, daß die Mennoniten *nicht* den Deutschen zuzurechnen seien. Ihre Schlußthesen lauteten:

„1) Die Mennoniten siedelten nach Rußland auf die direkte Einladung der Russischen Regierung und zu vorher aufgestellten Bedingungen;

2) Die ursprüngliche Heimat der russischen Mennoniten ist mit den allerunbedeutendsten Ausnahmen keineswegs Deutschland, sondern die früheren Niederlande, d. h. das jetzige Holland und Belgien;

3) Die Vorfahren der russischen Mennoniten waren nach ihrem Auszug aus den Niederlanden im Verlaufe von 232 – 253 Jahren polnische Untertanen;

4) Preußische Untertanen waren jedoch viele von ihnen niemals, und zwar diejenigen nicht, welche 1788 nach Rußland aus der Stadt Danzig und deren Kreis umsiedelten;

5) Die übrigen bestanden zeitweilig in der preußischen Untertanenschaft, die Mehrzahl von 16 – 31 Jahren, aber auch das voll und ganz unabhängig und sogar gegen den eigenen Willen und ohne irgend eines Dazutuns von eigener Seite, infolge der Aufteilung Polens;

6) Aus diesem Grunde dürfen die Mennoniten Rußlands auch nicht als Nachkommen Deutscher Untertanen genannt werden, vielmehr müssen sie als Nachkommen polnischer Untertanen gezählt werden, wenn schon ihre holländische Abstammung nicht berücksichtigt werden soll, und wenn schon ihr 125jähriger Aufenthalt in russischer Untertanenschaft nicht gezählt werden soll.“<sup>17</sup>

Diese Ausführungen bedürfen der Kommentierung!

Zur polnischen Option: Niederländische Täufer, die im 16. Jahrhundert nach Westpreußen flüchteten, waren in ein Land gekommen, das durch den deutschen Ritterorden weitgehend dem deutschen Einflußbereich zugeführt worden war, das aber politisch-rechtlich zur polnischen Krone gehörte. Für die lokalen Konflikte mit polnischen Behörden, die sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts häuften, waren die Mennoniten auf den Schutz der polnischen Könige angewiesen, die ihnen auch mehrfach Privilegien erteilten. Aber ein

Zugehörigkeitsgefühl zur polnischen Welt ist daraus nicht erwachsen. Der Wechsel vom Niederländischen zum Deutschen, der mit einer gewissen Akkulturation einherging, verlief parallel zum Niedergang des internationalen Einflusses der Niederlande, und parallel auch zum Aufstieg Preußens als der neuen Ordnungsmacht im Ostseeraum. Das erstarkende, protestantische preußische Königshaus stand den Mennoniten näher und erschien ihnen als Schutzmacht geeigneter als der sich immer wieder als schwach erweisende, katholische polnische König. Die Mennoniten wurden ohne eigenes Zutun preußische Untertanen, aber sicher nicht gegen ihren Willen.<sup>18</sup> Zur russischen Option: Die Einwanderungspolitik der Zaren stand im 18./19. Jahrhundert unter entwicklungspolitischen, merkantilistischen Vorzeichen, eine sozio-kulturelle Integration der verschiedenen ins Land geholten ethnischen Gruppen war zunächst nicht gewollt. Weil die russische Wirtskultur keine Assimilation verlangte, konnte sich die mennonitische Identität nahezu unangetastet entwickeln. Aufgrund ihrer Distanz zur einheimischen Bevölkerung haben die Mennoniten auch nur wenige Einflüsse aus der russischen Welt in sich aufgenommen. Als zum Ende des 19. Jahrhunderts jedoch der Nationalgedanke auch in Rußland um sich griff, wollte man die fremdsprachigen und besonders privilegierten Minderheiten zur Integration zwingen. Doch die Mennoniten verweigerten sich. Trotz Veränderung der politischen Wirklichkeit orientierten sie sich weiterhin an den alten Verträgen. So ist auch ihr Konservativismus zu verstehen, mit dem sie die autokratischen Strukturen in Rußland unterstützten, während sie die Verwaltung ihres eigenen Gemeinwesens mit Hilfe demokratischer Prinzipien organisierten. Zur holländischen Option: Die Möglichkeit, aufgrund der Abstammung die Niederlande als Bezugsethnie zu wählen, muß in den Notzeiten ab dem ersten Weltkrieg von großer Attraktivität gewesen sein. Kanada-Auswanderer, die in den zwanziger Jahren Rußland verließen, bezeichneten sich in den folgenden Jahren und besonders in der Zeit des Nationalsozialismus immer häufiger als „dutch-russian Mennonites“, wie die folgende Zusammenstellung<sup>19</sup> der ethnischen Selbstbezeichnung bei kanadischen Bevölkerungszählungen zeigt:

Jahr	deutsch	holländisch
1931	39,0 %	42,3 %
1941	28,3 %	58,3 %
1951	35,9 %	51,7 %
1961	48,5 %	38,7 %

1961 bedeutete die deutsche Herkunft kaum noch eine Stigmatisierung, die Mehrheit der Rußlandmennoniten verstand sich nun wieder als deutschstämmig.

mig. Doch die Bezeichnung *dutch-russian Mennonites* bleibt gleichwohl in Kanada gängig.

Unmittelbar nach dem zweiten Weltkrieg, als für die nach Westdeutschland geflüchteten Mennoniten aus Rußland die Gefahr der Rückführung drohte, wurde noch einmal die holländische Herkunft bemüht mit der Vorstellung, diesen Menschen schneller die Emigration nach Übersee zu ermöglichen und sie in der Wartezeit in den Niederlanden vor der Repatriierung zu sichern.<sup>20</sup> Die fünfte Option, die Braun nicht ins Feld führte, lautete: Die Mennoniten haben sich im Laufe ihrer Siedlungsgeschichte zu einer eigenen Ethnie entwickelt. Die Selbstbezeichnung mit dem liebevollen Begriff „Völklein“ oder „Völkchen“ begegnet im Schrifttum der Rußlandmennoniten immer wieder. In ihm drückt sich ein Wir-Gefühl der mennonitischen Siedler aus, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts immer stärker geworden war. Nicht Anpassung an die russische Welt war für sie ein Wert, wiewohl sich die Mennoniten stets staatsbürgerlich loyal verhielten, sondern im Gegenteil der Erhalt und die Pflege der eigenen ethnischen Eigenart. Und sie griffen den Volksbegriff auf, der zu Anfang unseres Jahrhunderts als eine angemessene Chiffre erschien, um die Vergemeinschaftung zum Ausdruck zu bringen. Nach Einschätzung des amerikanischen Soziologen E. Francis<sup>21</sup> waren die Mennoniten in Rußland aufgrund ihres gemeinsamen Kulturerbes zu einer Ethnie geworden, aber die folgende Zeit hat gezeigt, daß diese These nicht mehr zu halten ist. Gemeinsame Abstammung, gemeinsam ausgeübte Religion und 125 Jahre Siedlungsgemeinschaft reichen nicht aus, um ein ethnisches Bewußtsein zu begründen. Auch bei den Mennoniten hat sich diese Idee verloren. *Mennonitisch* wurde in den Kreisen der religiösen Erweckung, die in den Krisenjahren zunehmend an Bedeutung gewannen, nicht mehr kulturell, sondern ausschließlich religiös interpretiert.

Braun machte aus der ethnischen Zugehörigkeit einen Joker, der in Notzeiten eingesetzt werden konnte. Besonders bei der Reaktivierung der niederländischen Abstammung folgte ihm ein Teil der Mennoniten. Deutschbewußte und Gegner der sog. „Holländerei“ empfanden dabei Scham. Aber aus heutiger Sicht ist das Jonglieren mit der ethnischen Zugehörigkeit ein verständlicher Schachzug einer gefährdeten Gruppe. Und er zeigt, daß die ethnische Identität, in deren Namen heute wieder Kriege geführt werden, bei diesem Teil der Mennoniten kein ideologisierbares, sondern ein eher peripheres Element ihres Selbstverständnisses war.

Mit der Organisation ihres Lebens entwickelten die Mennoniten eine Form, die, wie jede andere Lebensform auch, nach Ableistung einiger sozialer Kosten für die betroffene Gruppe ihren eindeutigen sozialen Nutzen hatte: Sie

eröffnete einer kleinen und non-konformistischen Minderheit geschickt Lebensräume. Sie stabilisierte die Menschen, wie wir es uns heute kaum noch vorstellen können. Und sie machte sie hervorragend dafür geeignet, als Siedler ferne Landgebiete urbar zu machen.

<sup>1</sup> Rudolf Pförtner (Hg.), *Heimat in der Fremde*, Düsseldorf 1992, Vorwort.

<sup>2</sup> Dieses Bild zeichnete Staatsrat Klaus Ende der 60er Jahre des 18. Jahrhunderts, zit. nach P. M. Friesen, *Die Geschichte der Alt-Evangelischen Mennoniten Bruderschaft in Rußland*, Halbstadt 1911, S. 101 f.; ähnlich schilderten auch der Rußlandreisende Haxthausen (1843) und der Agrarwissenschaftler Petzoldt (1855) die mennonitischen Kolonien.

<sup>3</sup> Jacob H. Janzen, *Wanderndes Volk*, 3 Bde, o. O. 1946 – 1949; Bd. 1, S. 86.

<sup>4</sup> Cornies' Engagement für russische Volksgruppen der Umgebung hat bei den Mennoniten kaum Nachfolger gefunden.

<sup>5</sup> Die Kubaner-Ansiedlung (*Historische Schriftenreihe des Echo-Verlages*, Buch 9), Steinbach/Manitoba 1953, S. 18. Auch die folgenden Passagen entstammen dieser Chronik, S. 18 – 25.

<sup>6</sup> Russ. Flächenmaß zu 2.400 Quadratsachen = 109,25 Ar [1 Ar = 10 qm; 100 Ar = 1 Hektar]. Die „große Desjatine“ der russischen Landgüter enthält herkömmlich ein Drittel mehr Fläche (*Meyers Konversationslexikon*, 6. Aufl., Bd. 4, 1903, S. 676).

<sup>7</sup> David Riesman, *Die einsame Masse*, Hamburg 1958.

<sup>8</sup> Friesen (wie Anm. 2), S. 109.

<sup>9</sup> Heinrich Epp, *Notizen aus dem Leben und Wirken des verstorbenen Ältesten Abraham Unger*, dem Gründer der Einlager Mennoniten Brüder-Gemeinde, Halbstadt 1907, S. 11.

<sup>10</sup> Friesen (wie Anm. 2), S. 107.

<sup>11</sup> Russ. „Gebiet“; Bezeichnung für kleine bäuerliche Verwaltungsbezirke in Rußland, die 2–3000 Einwohner umfaßten.

<sup>12</sup> Epp (wie Anm. 9), S. 10.

<sup>13</sup> Nach Franz Bartsch, *Unser Auszug nach Mittelasien*, Halbstadt 1907 (*Historische Schriftenreihe des Echo-Verlages*, Buch 5, Steinbach, Manitoba 1948).

<sup>14</sup> Peter L. Berger, *Auf den Spuren der Engel*, Frankfurt 1970, S. 57.

<sup>15</sup> James Urry, *The Social Background of the Emergence of the Mennonite Brethren in Nineteenth Century Russia*, in: *Journal of Mennonite Studies*, Vol. 6, 1988, S. 8–35.

<sup>16</sup> Gerhard Hildebrandt, *Als Zieselmäuse ein Sonntagsessen waren*, in: Pförtner (wie Anm. 1), S. 289–308 (299).

<sup>17</sup> P. J. Braun, *Wer sind die Mennoniten?*, 2., verb. u. erg. Aufl., übersetzt von P. Braun, Halbstadt 1915, S. 69.

<sup>18</sup> Belege dafür finden sich in großer Zahl bei Friesen (s. Anm. 2), vgl. auch Elisabeth Wisotzki, *Die ethnische Identität der rußlanddeutschen Mennoniten*, in: *Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde*, Bd. 34, Marburg 1991, S. 35–70.

<sup>19</sup> F. H. Epp, zitiert nach Meir Buchsweiler, *Volksdeutsche in der Ukraine am Vorabend und Beginn des 2. Weltkrieges - ein Fall doppelter Loyalität?* (*Schriftenreihe des Instituts für Deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv*, Bd. 7), Gerlingen 1984, S. 115 Anm. 18.

<sup>20</sup> Die Verfasserin ist noch immer auf der Suche nach einem „Mennopaß“. Wer kann helfen?

<sup>21</sup> Emmerich K. Francis, *Ethnos und Demos*, Beiträge zur Volkstheorie, Berlin 1965.